

wandtschaft zwischen Mensch und Tier als auf eine letzte Klippe sich geflüchtet hatten.

*

Aber nicht allein im Leben des Einzelnen gilt der Satz: was man kräftig hofft, das geschieht.

Unglaubliche Hoffnungen erfüllten das Christentum, als einer seiner ersten Entwickler den Satz aussprach: Habet die Brüder lieb!

Klang das nicht wie ein Wahnsinn? Klang das nicht wie ein Hohn auf alles Bestehende, Geltende, in einer Zeit, wo keiner dem Menschen so feind war als der Mensch. In einer Zeit, wo rohe Gewalt, Gewalt der Waffen, der Macht, des Geldes, alles war. In dieser Zeit, vor noch nicht zweitausend Jahren, waren die Menschen noch wie die wilden Tiere zueinander. Ihre Sittlichkeit bestand im besten Falle darin, dass sie sich des gemeinen Diebstahls enthielten, denn der wurde bestraft. Die Bücher Ciceros und ein Jahrhundert später Senecas, deren Ethik uns so primitiv, so wenig innerlich, so kalt, so nüchtern anmutet, waren damals so gewaltige Offenbarungen, dass sich aus all dem Wust, der damals gedruckt wurde — wahrhaftig, ich hätte beinahe geschrieben „gedruckt“, denn es gab damals Bücherfabriken so gut wie heute —, dass sich aus all dem Wust, den damals viele Schreibsklaven vervielfältigten, gerade diese sich auf spätere Zeiten erhalten haben.

In dieser Zeit brutaler Gewalt und sittenloser Rohheit, in dieser Zeit so primitiver, äusserlicher Ethik, da standen in den Kellern und Katakomben ein paar ärmliche, elende Wichte zusammen, in zitternder Furcht vor Anfechtung und Verfolgung, und sagten: Habet die Brüder lieb!

Sie hofften und hofften — und heute nach kaum zweitausend Jahren — da haben sich die Menschen schon so verwandelt, dass sie den Frieden suchen, das Gesetz, dass sie verzichten auf eigene Vorteile, oder dass sie sehen: ihr Vorteil ist es, wenn es den andern gut geht, dass sie wissen: Förderung des Gemeinwesens und aller seiner Glieder bringt Segen für jeden einzelnen.

Und derselbe Staat, der einst die Armseligen unterdrückte, verbrannte, ans Kreuz schlug, weil sie sagten: Habet die Brüder lieb! — dieser nämliche Staat gibt heute den Armen, Unterdrückten Recht, Gesetz, Nahrung, Unterhalt, Heilung — denn er selbst sagt: Habet die Brüder lieb! Die Hoffnung hat das gemacht — nichts als die Hoffnung, das feste Vertrauen auf die Zukunft. —

Keine Zeit ist so voll Hoffnung auf die Zukunft, wie es unsere Zeit der tausendfachen Bewegung ist, — deshalb ist sie eine schöne, segensreiche Zeit. Keine Zeit hat so, wie die unsere, einsehen gelernt, dass sich die Welt nicht wandeln lässt von heute auf morgen — sie hat aber auch eingesehen, dass kein Ding, das gedacht werden kann, unmöglich ist, dass Sammeln, Beobachten, Versuchen, Zusammensetzen und Stufenbauen die Menschheit und den Menschen noch immer vorwärts gebracht hat — vorwärts und aufwärts, nach dem Ziele eines höheren Berufs, nach dem Endziel einer schöneren Harmonie. — —

Und solche Hoffnung neu zu beleben, kräftiger wirken und leben zu lassen, das ist auch eine Sache des Lenzes, der draussen die Fluren bekränzt und der Waldvöglein Sang neu belebt. Wie es draussen in kalter Winterszeit im Stamm und Holz der Bäume sich regt und Säfte aufzieht, dass im März die Knospen rund werden und harzig und schliesslich Blätter und Blüten hinaussenden in den Sonnenschein — wie in der Puppe die haarige, struppige, klebrige, warzige Raupe langsam sich wandelt, um eines Tages, erweckt vom Lenzeshauch, bunte Flügel im Sonnenschein zu regen — so möchten auch wir Menschen in Zeiten des Tiefstandes unserer Entwicklung, in Zeiten des äusseren Elendes und der inneren Verzweiflung uns erinnern an Frühlingshoffen und Lenzesvertrauen: einmal tut auch wieder unser Schicksal, unser kleines, und das Menschheitsschicksal, das grosse, einen Ruck vorwärts. Das ist die Zeit, da sich's erfüllt: was man kräftig hofft, das geschieht!

L a e t u s.

Der letzte Minnesänger.

Ein Gedenkblatt zum 25. Todestage Emanuel Geibels (6. April 1884.)

Von Erwin Höffner.

(Nachdruck verboten.)

Nächst unseren Klassikern hat wohl kein deutscher Dichter eine so weitgehende Verbreitung gefunden wie Emanuel Geibel, dem es noch vergönnt gewesen ist, wenige Tage vor seinem Tode die 100. Auflage seiner Gedichte zu erleben. Ja, legte man ihm doch sogar ein Exemplar dieser Jubiläumsausgabe mit in den Sarg, der die sterbliche Hülle dieses bei Lebzeiten so hochverehrten und viel gelesenen Poeten, dieses letzten Minnesängers, umschloss. Seit Uhlands Tagen hat kein Lyriker das deutsche Volksgemüt durch seine Leier so beeinflusst als der Sänger der „Juniuslieder“.

Geboren am 18. Oktober 1815 in Lübeck als Sohn eines Geistlichen, sehen wir ihn auf den Universitäten Bonn und Berlin, anfänglich Theologie, später klassische Philologie studieren. Im März 1838 erhielt er ein Erziehungsstellenamt im Hause eines vornehmen russischen Diplomaten in Athen, und dieser Aufenthalt im alten Hellas, sowie eine Reise durch den griechischen Archipel brachte ihn in innige Berührung mit dem Geiste der antiken Welt, deren Schönheitssehnsucht auch in ihm lebte, und wenn einer „das Land der Griechen mit der

Seele sucht“, so war es Zeit seines reichbewegten Dichterlebens dieser hanseatische Predigersohn aus dem türme- und erkerreichen Lübeck. Im Jahre 1841 kehrte der junge Dichtergelehrte nach der Heimat zurück, um der Einladung eines hessischen Landedelmannes, des Barons von Malsburg, auf dessen Gut Escheberge bei Kassel Folge zu leisten, um hier in der Dämmerstille der an Bücherschätzen reichen Gutsbibliothek zu graben. Namentlich war es spanische und italienische Minnepoesie, die ihn am lebhaftesten interessierte und deren Studium er den grössten Teil seiner Zeit widmete.

Nachdem im Jahre 1840 seine Gedichte erschienen waren, trat er im Jahre 1841 mit den „Zeitstimmen“ an die Öffentlichkeit, und schon in diesen Erstlingen seine Muse trat das stark subjektive Empfinden, das Persönliche, das reiche Innenleben, der tiefe Gefühlsmensch in Geibel hervor. Daneben offenbarte dieser Dichter in seinem Schaffen eine reiche Gestaltungskraft gepaart mit Phantasie und Beweglichkeit; tiefe Innigkeit, köstlicher Wohlklang der Sprache, Formenschönheit und Stilleinheit in Vers und Prosa zeichnen seine Werke in